

«Ich wollte immer ein Arzt für alle sein, nicht nur für Privatpatienten»



Edgar Widmer lebt heute noch in Thalwil, wo er 16 Jahre lang Chefarzt des ehemaligen Spitals war.

Sabine Rock

WOCHENGESPRÄCH Nach mehr als 50 Jahren hat Edgar Widmer, Chirurg und Chefarzt des ehemaligen Thalwiler Spitals, sein Engagement für Medicus Mundi beendet. Seine Jahre als Assistenzarzt in Tansania haben ihn fürs Leben geprägt.

Edgar Widmer, als Chirurg waren Sie in den 1960er-Jahren in Afrika tätig. Welche Bedingungen haben Sie dort angetroffen?

Edgar Widmer: Ich war in Ifakara in Tansania, also in Ostafrika. Das Spital zählte bei meiner Ankunft über 200 Betten. Wasser für die Duschen und Toiletten wurde vom nahe liegenden Fluss zugeleitet. Trinkwasser musste gefiltert und abgekocht werden. Für den Strom hatten wir einen Generator. Die Spitalbetten waren alle mit Moskitonetzen geschützt. Auf Matratzen unter den Betten übernachteten oft die Angehörigen der Patienten. Medikamente hatten wir dank Spenden aus der Schweiz genügend.

War das so etwas wie Ihre praktische Ausbildung in Afrika?

Ich habe tatsächlich sehr viel gelernt in Ifakara. Ich hatte dort, wie vorher in Luzern, einen guten Chirurgen zum Chef. Zudem ist Ifakara mit seinen 15 000 Einwohnern zwar nur eine Kleinstadt, aber das Einzugsgebiet unseres Spitals war beinahe so gross wie die Schweiz. Das heisst, wir haben unter erschwerten Umständen eigentlich alles gemacht, was in einem schweizerischen Bezirksspital in der Schweiz zu jener Zeit geboten wurde. Unfall- und Bauchchirurgie, Geburtshilfe und Behandlung der vielen Tropenkrankhei-

«Wir waren nicht zum Experimentieren in Afrika.»

ten. Gerade diesbezüglich war die periodische Anwesenheit der Forscher des Schweizerischen Tropeninstituts aus Basel von grossem Vorteil. Wir waren nicht zum Experimentieren in Afrika. **Kamen Sie auch in Kontakt mit Buschmedizinern?**

Ja, und der war gut. Oft konnten wir mit unsern Medikamenten oder chirurgischen Eingriffen nachhelfen, wo das traditionelle Wissen über Heilpflanzen nicht genügte. Weil Operationen meist rasch sichtbare Erfolge erzielten, konnten wir das Vertrauen der Menschen gewinnen, auch das der Buschmediziner. Darauf aufbauend, akzeptierte die Bevölkerung auch das weite Feld der gesundheitsfördernden Massnahmen. **Haben Sie etwas von ihnen gelernt?**

MEDICUS MUNDI

Gesundheit für alle

Medicus Mundi (MM) ist ein Netzwerk, das sich dem Ziel Gesundheit für alle verschrieben hat. Gegründet wurde Medicus Mundi International (MMI) 1963, zehn Jahre später Medicus Mundi Schweiz (MMS). Mitglieder sind in der Schweiz u. a. das Schweizerische Rote Kreuz, die Aids-Hilfe Schweiz oder das Schweizerische Tropen- und Public Health-Institut. «Die Mitglieder sind sich einig in Sachen Strategien Entwicklungszusammenarbeit», sagt Edgar Widmer. Er war bis im Frühjahr im Vorstand von MMS.

O ja. Vor allem im Bereich der Psychosomatik waren viele von ihnen unglaublich stark, weil sie den Menschen gesamtheitlich anschauen. Wenn man bedenkt, dass bei uns rund ein Drittel der Patienten wegen eines psychosomatischen Leidens den Arzt aufsucht, so kann man daraus schliessen, dass die Buschmediziner für rund ein Drittel der Patienten die geeignete Hilfe boten. **Sie haben an einem Missionsspital gearbeitet. Haben Sie eine missionarische Ader?**

Für die Überzeugung, dass alle Menschen gleich sind und dass die Menschenrechte umgesetzt und verteidigt werden müssen, stehe ich jederzeit ein. Im gläubigen Sinn aber nicht. Wir Katholiken hatten einen Vorteil gegen-

über den protestantischen Missionsärzten, die verpflichtet waren, am Sonntag auch noch zu predigen. Wir waren nicht eigentlicher Bestandteil der Missionsgemeinschaft. Deshalb wollten viele Protestanten für ein katholisches Missionsspital arbeiten. **Ist es nicht heikel, in einem fremden Land eine westliche Gesundheitspolitik zu implementieren?**

Da ist viel passiert. Früher sprach man von Entwicklungshilfe, heute von Entwicklungszusammenarbeit. Von Ärzten für Afrika, heute von Ärzten mit Afrika. Es ist wichtig, mit den Leuten vor Ort zusammenzuarbeiten, etwas von unten her aufzubauen. Nicht einfach ein Spital hinzustellen und wo möglich dann wieder zu verschwinden. Viele kleine Gesundheitszentren, die mit Leuten vor Ort betrieben werden und organisch wachsen, kosten weniger, ermöglichen aber einem breiten Teil der Bevölkerung den Zugang zur Medizin. Und sie verhindern, dass bei alltäglichen Unpässlichkeiten die teureren Spitäler überannt werden.

Tansania hat eine koloniale Vergangenheit. War es nicht schwierig, dass wieder Weisse kamen, um zu zeigen, wie man ein Spital aufbaut?

Die Zahlen sprechen eine deutliche Sprache. Ich kam 1963 nach Tansania, das Land war seit einem Jahr unabhängig. Die meisten Kolonialärzte waren gegangen. Es gab im ganzen Land vielleicht 20 einheimische Ärzte. Es brauchte uns. **Und heute? Braucht es Entwicklungszusammenarbeit?**

Die Welt ist global geworden. Ein Land wie Tansania hätte ohne Vernetzung, wie Entwicklungszusammenarbeit sie leistet, nie

ein Spital wie jenes in Ifakara mit 200 Betten aufbauen und sich zur heutigen medizinischen Fakultät entwickeln können.

Ihnen hat es gefallen in Afrika.

Warum haben Sie nach zweieinhalb Jahren nicht verlängert?

Ich wollte zuerst meinen Facharzttitel in Chirurgie abschliessen. Ich hatte frisch geheiratet. Meine Frau wäre aus familiären Gründen nicht mitgekommen. Ich habe mich deshalb von hier aus als Volontär für Entwicklungszusammenarbeit eingesetzt.

«Ich wollte nicht, dass das Spital Thalwil eine Privatklinik wird.»

Wie genau?

Ich habe vor allem medizinisch qualifiziertes Personal rekrutiert, habe vor Studenten Vorträge gehalten und Werbung gemacht.

Mit welchen Argumenten haben Sie ihnen einen Auslandeinsatz schmackhaft gemacht?

Das Erlebnis, Spuren zu hinterlassen, auf Dankbarkeit zu stossen, Erkenntnisse zu sammeln über die Auswirkung der Globalisierung mit ihrer zunehmenden Spaltung in Arm und Reich – all dies ist bereichernd.

Daneben hatten Sie in Thalwil Ihre Praxis und waren 16 Jahre Chefarzt des ehemaligen Spitals Thalwil.

Ja, bis 1999 der Beschluss von Regierungsrätin Verena Diener umgesetzt wurde, das Spital zu schliessen. Dabei waren wir eines der wenigen Häuser, die schwarze Zahlen schrieben. Unsere Auslastung lag bei 85 Prozent, jene des damaligen Spitals Horgen bei 60 Prozent. Ich wurde unmittelbar vorher pensioniert. Aber für eine Reihe meiner Ärzte hatte die Schliessung unangenehme Folgen. Sie mussten als Belegärzte in Nachbarspitälern hintanstehen.

Was sagen Sie dazu, dass aus dem ehemaligen Spital ein Alterszentrum geworden ist?

Ich habe mich sehr dafür eingesetzt, dass es nicht zu einer onkologischen oder andersartigen Privatklinik wird. Das Alterszentrum ist für alle. Ich wollte immer ein Arzt für alle sein, nicht nur für Privatpatienten. Das habe ich in Afrika gelernt.

Interview: Sibylle Saxer

ZUR PERSON

Edgar Widmer (1934) ist gebürtiger Luzerner. Medizin hat er in Freiburg, Wien und Basel studiert. Als Assistenzarzt war er zunächst in Luzern tätig, später (1963–65) in Ifakara (Tansania). Danach kehrte Widmer nach Luzern zurück und erwarb seinen Facharzttitel in Chirurgie. 1969 übernahm er eine Praxis in Thalwil, ab 1978 bis 1994 die Verantwortung als Leitender Arzt des ehemaligen Spitals Thalwil und blieb dort tätig bis zu dessen Schliessung im Jahre 1999. Nebenbei engagierte er sich für den Schweizerischen Katholischen Missionsärztlichen Verein (heute Solidarmed) und baute wesentlich Medicus Mundi Schweiz mit auf. Er hatte während über 40 Jahren verschiedenste Aufgaben in Medicus Mundi International. Widmer ist verwitwet und hat drei Kinder. sis